Zeitschrift: Actio humana : das Abenteuer, Mensch zu sein
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 98 (1989)
Heft: 3

Artikel: In den Schuhen des Andern
Autor: Jacobs, Leo / Speich, Martin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-976056

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FOTOS: CHRISTIAN HELMLE

Dolmetscherin Ani La Seunam übersetzt Lama Sherabs Begrüssungsworte für Besucher von Kagyu Ling. Hinter ihr der Tempel mit den drei mächtigen Buddha-Statuen. Schmale weisse Gebetsfahnen flattern im Wind. Die Europäerin im tibetischen Mönchsgewand ist Ani, d.h. eine Nonne, die viele Jahre in der Abgeschiedenheit des Klosters (unten: das Eingangstor) verbracht hat. Doch sie trägt zusätzlich den Titel La, eine Kurzform von Lama. Das heisst wörtlich «der Höhere», ist eine tibetische Übersetzung des Sanskritwortes Guru und ist heute die Höflichkeitsanrede für jeden respektierten Mönch oder Priester. Die junge Frau gehört zu den «Grenzgängern», die Fotograf Christian Helmle im Burgund besuchte. Sein Foto-Essay beginnt auf Seite 33.

IN DEN SCHUHEN DES ANDERN

Kriegerisches Verhalten in allen Bereichen gefährdet die Existenz unseres Planeten. Kulturkritiker fordern deshalb ein Umdenken, ein Besinnen auf weibliche Qualitäten. Es gibt auch Menschen, die solch neue Gesinnung in einer Grenzzone zwischen Männerherrschaft und Menschlichkeit praktizieren. Sie können den anderen verstehen, indem sie sich in seine Schuhe versetzen.

127

Gewählte Worte, starke Gesten, laute Stimme, Ausstrahlung von Autorität. Das sind Eigenschaften eines Dialogs, in dem männliche Energien überwiegen – wobei diese Energien nicht auf Männer beschränkt sind. Die Eigenschaften beider Geschlechter sind ja in uns allen angelegt.

Athen, Omonia-Platz. Sonntag, 2. Juli 1989, 14 Uhr 45. Ein historisches Datum? Kaum. Zwar hat um 12 Uhr der neue griechische Regierungschef Tzannetakis sein Kabinett vorgestellt, das die Trümmer der Politskandale vergangener Monate beseitigen soll. Und drüben am Syntagma-Platz demonstrieren ein paar hundert Staatsangestellte. Aber sonst ist es ein heisser Sonntag wie viele andere in diesem heissen Sommer. Doch für mich ist es eine Stunde der Erkenntnis. Ich stehe in der prallen Sonne an diesem Platz, wo sternförmig sieben grosse Strassen zusammenkommen. Ich stehe da, schaue durch den Sucher der Kamera und drücke ab. Immer wieder. Ich halte eine für mich unwahrscheinlich symbolstarke Szene fest: Ein Kioskhäuschen mit grünem Blechdach. Unter der Dachrinne sind mit Wäscheklammern die Titelseiten von Tageszeitungen mit den grossen Schlagzeilen aufgehängt, die ich nicht verstehe. Neben dem Kiosk, in einem langsam wachsenden Häuserschatten, eine Gruppe von Männern. Sie diskutieren, gestikulieren, schreien, schneiden Gesichter, gehen drohend aufeinander los, versuchen sich zu übertönen, wiederholen ironisch und spöttisch Worte des anderen, rufen in die Menge hinein, schauen weg, schweigen abweisend.

Als wir vor zwei Tagen zum ersten Mal auf diese Szene trafen, dachte ich, es sei ein Zusammenstoss von Streikenden und Streikbrechern. Aggression lag in der Luft. Meine 18jährige Tochter drängte zum Weitergehen. «Mir ist das unheimlich», sagte sie. Inzwischen sind wir jedesmal, wenn wir am Omonia-Platz vorbeikamen, auf dieses Schauspiel gestossen. Ich frage den Concierge im Hotel, was das für Männer seien. Der wusste zuerst nicht, wovon ich sprach. Er runzelte die Stirn. Plötzlich hellte sich sein Gesicht auf. «Aha, *die* meinen Sie!» rief er und fügte mit spitzem Lächeln hinzu: «Das sind unsere Philosophen. Die haben nichts zu tun, und deshalb lösen sie alle Probleme der Welt. Sie treffen sich beim Zeitungskiosk, Kommunisten, Sozialisten, Demokraten, und sie debattieren, dass die Fetzen fliegen.»

Was diskutiert wurde, konnte ich nicht verstehen. Trotzdem erkannte ich, dass offenbar keine Verständigung zustandekam: Noch nach Stunden, wenn man wieder vorbeikam, gestikulierten und schrien sich die gleichen Männer an. Mir fiel auf, dass dies eine reine Männersache war. Frauen unter den Passanten, vor allem jüngere Frauen, machten meist einen grossen Bogen um die Debattierer. Manchmal blieb eine Matrone mit der

Einkaufstasche in der Hand stehen und schaute schweigend zu, bevor sie weiterging. Das verstärkte noch den Symbolcharakter der Szene: Wenn es um die «Lösung der Probleme der Welt» geht, sind die Frauen, oder besser gesagt die weiblichen Werte, häufig noch ausgeklammert. Deshalb plädiert der Berner Sozialpsychiater Luc Ciompi in seinem faszinierenden Buch «Aussenwelt – Innenwelt» für einen Ausgleich dieses jahrtausendelangen Ungleichgewichts. Das weibliche Prinzip, sagt er, könne uns zur Einsicht bringen, «dass eine Verbesserung der Qualität zwischenmenschlicher Beziehungen viel wichtiger ist als jeder technische Fortschritt». Vier Tage nach dem Erlebnis in Athen lernte ich auf dem Hasliberg eine Frau kennen, deren Lebenswerk dieser Qualitätsverbesserung gewidmet ist: Ruth C. Cohn. Doch davon später.

Bei Ciompi, dessen Buch ich in jenen Tagen las, fand ich auch eine wunderschöne Definition von Liebe als «sanftes Eingehen auf Andersartiges». Davon konnte bei den Debattierern vom Omonia-Platz keine Rede sein. Ich war noch selbstvergessen am Knipsen. Plötzlich hörte ich etwas wie «fotografía». Die Gruppe öffnete sich. Alle drehten sich gegen mich. Feindselige Blicke. Ein banger Moment. Meine spontane Reaktion verblüffte mich selber: Ich ging auf die Männer zu, ganz nah heran, zeigte auf die Kamera und sagte auf englisch, es sei schade, dass sie den Ton nicht auch aufnehme. Dann machte ich eine Geste gegen den jungen Mann, der mich am bösesten anschaute und der vorher am lautesten gerufen hatte, und sagte zu den anderen: «Er ist der Star!» Da kam schon das Echo: «Ja, er ist der Professor!» Gelächter. Rede. Gegenrede. Der Bann war gebrochen. Ich, der Störenfried, war vergessen.

Leo

Ein Gespräch findet statt, und ich würde gerne daran teilnehmen. Es müsste nicht in Athen sein: Es gibt viele Alltagssituationen, in denen ich mich ausdrücken möchte und daher den Charakter des gerade stattfindenden Kommunikationsprozesses verstehen muss. Ich möchte die Mauer überwinden, welche mich von den anderen trennt. Doch oft wird mir bewusst, dass mir dies vielleicht nicht gelingen wird. Das ist schon ein Lernprozess: Ich verstehe, dass ich nicht verstehe.

Dies wurde mir kürzlich wieder einmal bewusst in dem Gespräch, welches ich mit der Verfasserin des Artikels über das Werk des Bildhauers Richard Serra (vgl. S. 48) und über die Bedeutung der modernen Kunst führte. Ich begriff, dass Unverständlichkeit eines ihrer Hauptmerkmale ist und es an mir liegt, ihren Sinn herauszufinden. «Man muss eine Skulptur von Serra am eigenen Leibe erfahren», meinte sie, «nur dann merkt man, wie sie eine Veränderung der eigenen Wahrnehmung bewirkt.»

Eine Begegnung mit den riesigen, verrosteten Eisenplastiken von Richard Serra ist immer auch eine Selbstbegegnung. Seine Skulpturen sind stille, aber eindringliche Kommentare über die Umwelt. Sie bedrängen uns, wie uns eine fremde Kultur auf einer Reise bedrängen kann, wenn wir merken, dass wir an den Grenzen unseres möglichen Verstehens angelangt sind. Ich weiss, dass sie sich mit Recht unzugänglich geben: Denn wie schwierig ist es, ein Kunstwerk für sich selbst sprechen zu lassen, und wie leicht, es in jene gängigen Begriffsschubladen einzuordnen, welche mein vorgefasstes Kunstverständnis ja doch nur immer bestätigen.

Gerade bin ich im Gespräch mit der Kunsthistorikerin wieder einmal dabei, dies zu tun, als mir die Zweifelhaftigkeit meines Unterfangens bewusst wird. Ich möchte dem Korsett meiner Begriffswelt entkommen – doch wie soll ich das anstellen?

Ich muss mich an etwas Fremdes langsam herantasten, und es ist entscheidend, dass dies unvoreingenommen und aufrichtig geschieht.

Martin

Erlösendes Gelächter. Eine Woche nach dem Schauspiel auf dem Omonia-Platz erlebte ich ein Echo davon. Es war das Gelächter von Zuschauern, vor allem Frauen und Kindern, über die linkischen Versuche zweier Männer, sich zu verstehen. In einem Innenhof in der Altstadt von Brescia, auf halbem Weg zwischen Mailand und Venedig, wurde ein Meisterwerk des modernen italienischen Theaters aufgeführt. Es war die 393. Aufführung des Stückes «Robinson e Crusoe» von und mit Nino D'Introna und Giacomo Ravicchio, das schon in fünfzehn Ländern, darunter auch in der Schweiz, Erfolge gefeiert hat. Die beiden jungen Dramatiker, Regisseure und Schauspieler vom «Teatro dell'Angolo» Turin haben sich ganz dem Thema Kommunikation verschrieben. Ihre Stücke stellen humorvoll und zugleich rasant-dramatisch dar, wie schwer wir uns in der Kunst des Verstehens tun. Und sie zeigen, wie läppisch einfach manchmal das

BITTE UMBLÄTTERN

Stiller, aber eindringlicher Kommentar über die Umwelt. Der (inzwischen von der US-Regierung beseitigte) TILTED ARC von Serra in New York.

GALERIE M, BOCHUM

Zwei Männer bekämpfen sich, schlagen sich gegenseitig bewusstlos, fesseln sich, bestehlen sich – bis sie merken, dass sie ein gemeinsames Schicksal haben. Szene aus «Robinson e Crusoe».

Überwinden von Mauern und Barrieren ist. Das erlösende Gelächter soll dem Zuschauer helfen, eigene ähnliche Probleme aus einem neuen Gesichtswinkel anzuschauen.

Mit unheilvollem Getöse und blutroten Blitzen im Dunkel beginnt das Stück. Eine Katastrophe. Sintflut? Weltuntergang? Die aufgehende Sonne scheint auf ein Hausdach, das als Insel aus den Fluten ragt. Die vier mal sechs Meter sind der Ort des kommenden anderthalbstündigen Geschehens. Hier begegnen sich zwei Überlebende der Katastrophe. Die letzten Menschen? Ihre Namen kommen nur im Titel, im Stück selber aber nicht vor. Doch man versteht eigentlich rasch, weshalb aus dem einen Namen Robinson Crusoe zwei Personen entstanden sind. Robinson (D'Introna) trifft, wie in Defoes Roman, auf einen Mann, dessen Sprache er nicht versteht. Aber es ist nicht der «edle Wilde», den Robinson wie Wachs in seinen zivilisierten Händen formen und zum Butler mit dem sinnigen Namen Freitag machen kann. Der Fremdling ist eigentlich noch einmal Robinson, ein Spiegelbild, ein Robinson aus einer Gegenwelt. Crusoe ist asiatisch geschminkt, trägt ein rotes Stirnband im schwarzen Haar und spricht ein asiatisches Kauderwelsch, das sich Ravicchio beim Anschauen von mehreren hundert japanischen und chinesischen Filmen zusammengeschustert hat. Die für Defoe noch selbstverständliche Überlegenheit des weissen Mannes ist liquidiert. Es begegnen sich zwei gleich starke, gleich argwöhnische, gleich aggressive, gleich heimwehkranke Männer. Das Stück gerät so zur Darstellung eines Mythos, der wahrscheinlich tief in unserem kollektiven Unbewussten seine Wurzeln hat. Die Männer, die uniformähnliche Kleider tragen, bekämpfen sich, schlagen sich abwechselnd bewusstlos, fesseln sich, bestehlen sich – bis ihnen langsam bewusst wird, dass sie ein gemeinsames Schicksal haben.

Der raffinierte Dialog, eingebettet in einen raschen Handlungsablauf, zieht mich als Zuschauer, ohne dass ich es merke, in den Verständigungsvorgang hinein. Crusoe begleitet seinen unverständlichen Wortschwall mit vielen pantomimischen Gesten. Robinson versucht es mit Übersetzungen in verschiedene Sprachen: «Pesce ... poisson ... fish ... Fisch ...» Die eigentliche Sprache, die zwischen den beiden entsteht, liegt jedoch weder in den Pantomimen, noch in den Übersetzungen. Sie liegt auch weniger beim jeweils Sprechenden als vielmehr beim Partner, nicht beim Sender, sondern beim Empfänger. Verstehen heisst verstehen wollen, heisst letztlich sich in die Schuhe des anderen versetzen. So entsteht ein echter Dialog. Der Fachausdruck dafür lautet Empathie. D'Introna, 34, und Ravicchio, 30, sind seit über 15 Jahren beim Theater und arbeiten seit sieben Jahren in Dialogstücken zusammen. Ihre Stärke ist die Improvisation.

«Wir haben schon Tausende von Improvisationen zusammen gemacht», berichtet D'Introna. «Jeder von uns kann innerhalb von Sekundenbruchteilen am anderen ablesen, was dieser vorhat, und sofort entsprechend reagieren.» Das ist hochentwickelte Empathie. Ich muss an die jagenden Schimpansen denken, von denen uns der Zürcher Primatologe in der letzten Ausgabe von ACTIO HUMANA erzählt hat: Wie jeder vom anderen genau weiss, wie er reagieren wird.

Leo

Ich denke zurück an meinen Grossvater, welcher während des Zweiten Weltkriegs als holländischer Diplomat in japanische Kriegsgefangenschaft geriet, weil er männlich, Europäer und somit ein Feind war. Drei Jahre Zwangsarbeit in Ketten hatte er zu überstehen. Erst drei Jahre nach dem Krieg half das Internationale Komitee vom Roten Kreuz meiner Grossmutter, ihn aufzuspüren. So fand die Familie in Europa wieder zusammen, wenigstens äusserlich.

Was mein Grossvater erlebt hatte, war so grauenhaft, dass ihm die Welt meiner Grossmutter, an der der Krieg durchaus auch nicht spurlos vorübergegangen war, unzugänglich wurde. Ihre Wiedervereinigung war daher nur von kurzer Dauer. Ihre veränderte Beziehung machte die Fortsetzung ihrer Ehe für beide so unerträglich, dass sie für den Rest ihres Lebens getrennt lebten, unfähig, dem anderen die eigene Erfahrung nahezubringen und sich so mit ihm zu versöhnen. Zwar fanden sie auf eigene Faust Wege, ihre Schrecken zu verarbeiten, aber sie lebten zu wenig lange, als dass sie je die Gelegenheit gehabt hätten, sich gegenseitig zu verstehen. Um mit dem Furchtbaren fertig zu werden, mussten sie ihre Beziehung opfern.

Vielleicht müssen sich D'Introna und Ravicchio deshalb gegenseitig wehtun: sie sollen lernen, das Verhalten und Erleben des anderen als Spiegel der eigenen Person wahrzunehmen. Ohne die Erfahrung von Schmerz wüssten wir nicht, was Lust ist, und ohne Krankheit nicht, was Gesundheit. Wie kann ich mich also in die Eltern eines geburtsgeschädigten Kindes einfühlen? Und wie in einen geistig Behinderten? Der 1985 verstorbene französische Künstler Jean Dubuffet sammelte zeit seines Lebens Kunstwerke von solchen Aussenseitern. Ihre geistige Behinderung hinderte sie nicht daran, die Realität, in der sie leben, zum Ausdruck zu bringen. Später schenkte er seine Sammlung von Gemälden, Skulpturen, Zeichnungen und Collagen der Stadt Lausanne, wo die sogenannte «Art Brut» ein eigenes Museum besitzt. Er hoffte, dass an dieser Kunst unsere Empathie wachsen würde, unsere Fähigkeit, die Ausgestossenen in unserer Gesellschaft besser zu verstehen. Seine Philosophie des Malens formulierte Dubuffet folgendermassen: «Ich male, um zu sehen, zu lernen, mich selbst zu erfahren und neues Wissen über die Dinge zu erwerben.» Ich glaube, man muss kein Künstler sein, um mit ihm sagen zu können: Ich lebe, um zu sehen, zu lernen, mich selbst zu erfahren . . .

Martin

Die Theatermacher aus Turin haben beide eine lockere und spielerische Art im Umgang mit anderen Menschen. «Das verdanken wir der Tatsache, dass wir viel mit Kindern arbeiten», sagt Ravicchio. Ihre Stücke wurden ursprünglich als Kindertheater konzipiert und haben sich von dort her weiter entwickelt. Heute steht jeweils auf dem Programm: «Auch für Kinder.» Es spielt auch keine Rolle, in welchem Land sie aufgeführt werden. Eines der Stücke, «Terra Promessa», ist ganz ohne Worte. In «Robinson e Crusoe» baut D'Introna jeweils spielerisch Übersetzungen in der Sprache des Landes ein, in dem sie gerade gastieren.

Die Idee für dieses Stück kam den beiden an einem Robinson-Wochenende mit einer Gruppe von Kindern im Wald. Es war in der ersten Hälfte der 80er Jahre, zu einer Zeit, als in den Kinos mehrere Weltuntergangs- und Überlebensfilme liefen. D'Introna: «Als wir den ersten Entwurf hatten, spielten wir eine ganze Woche mit 18 Kindern im Alter von drei bis fünf Jahren. Wir diskutierten mit ihnen, hörten auf ihre Ideen, Vorschläge und Einwände. Als Ergebnis fügten wir manches hinzu und strichen vieles weg. Das Stück gewann unheimlich an Energie und

BITTE UMBLÄTTERN

Malen, um zu sehen, zu lernen, mich selbst zu erfahren . . . Art-Brut-Kunstwerk «Le Manteau du Matador» von Aloïse.

FOTO: A. DÉRIAZ

Tempo.» Ravicchio: «Die Kinder waren sehr kritisch. An einer Stelle spiesste ich einen Fisch auf, den wir mit Bröcklein unseres Notzwiebacks angelockt hatten. Die Kinder fanden das Töten eines Tieres abstossend, also strichen wir diese Szene.»
Dafür fängt Robinson jetzt im Estrich des Hauses eine Maus und bringt sie in einem Kessel aufs Dach. Die beiden wollen sie verspeisen, aber keiner bringt es übers Herz, sie zu töten, und zuletzt füttern sie das Tierchen erst noch mit ihrem kostbaren Zwieback. D'Introna: «Die Idee für die Mausszene wurde uns von einer echten Maus geliefert, die während der Proben plötzlich auftauchte und seelenruhig die als Fischköder gestreuten Zwiebackstücke verspeiste, während wir im Zuschauerraum sassen und diskutierten.»
Männer und Kinder gestalten ein Theaterstück, das einen Mythos aufgreift und zum Welterfolg wird. Für mich ist das ein starkes Beispiel für das Wirken «weiblicher» Energie, die ja nach den Erkenntnissen der Tiefenpsychologie unabhängig vom Geschlecht jedem Menschen zur Verfügung steht. Immer mehr Denker unserer Zeit rufen uns auf, dem weiblichen Prinzip in unserem alltäglichen Denken und Handeln zum Recht zu verhelfen.

Leo

Mein Grossvater, von dem ich vorher erzählt habe, verbrachte die letzten Jahre seines Lebens mit unserer Familie. Er war ein friedliebender Mann geworden, der wenig Ansprüche an die Welt mehr stellte. Nur seine Zigarren waren ihm wichtig, und ebenso, dass um ihn herum Harmonie herrschte. Innerhalb der Familie jedoch gab es regelmässig Streit: zwischen den Eltern, den Kindern, zwischen Eltern und Kindern. Als Kind dachte ich immer, dass wir viel zu viel streiten, doch jetzt habe ich den Eindruck, dass wir eine ganz normale Familie waren. Mein Grossvater war niemals direkt von den Streitigkeiten betroffen, aber er übernahm oft die Rolle des Schlichters.

Besonders mein Verhältnis zu meinem jüngeren Bruder war überschattet von geschwisterlicher Rivalität. Oft mischte sich der Grossvater ein, wenn es zu Auseinandersetzungen kam. «Wer», fragte er jeweils, mühsam Luft holend, weil er Bronchitis hatte, «wer ist der Älteste und Weiseste von uns?» Die einzige Antwort, welche er akzeptierte, war, dass er es sei. «Ganz genau», lächelte er zufrieden, «umarme jetzt deinen Bruder und sag ihm, dass es dir leid tut.» Es war ein Zauberspruch, der uns von unserer Feindschaft erlöste und uns versöhnte. In vielerlei Hinsicht wandte mein Grossvater dabei eine milde Form von Gestalt-Therapie an: Ob Schwester und Bruder, Bruder und Bruder, Mutter und Kind – das Ergebnis des Rituals bestand darin, dass wir unser Selbst spürten und uns unserer «heimlichen Sehnsucht nach Harmonie» innewurden.

Ravicchio und D'Introna bestätigen es mit ihrer Theaterarbeit mit Kindern: Wir können von Kindern lernen. Oder man müsste hinzufügen: Wir lernen von Kindheit an. Ein von englischen Soziologen durchgeführtes Experiment zeigte, wie leicht wir Rollen übernehmen, welche unsere Vorstellungen über Männlichkeit und Weiblichkeit aufzeigen. Ein ganz in Blau gekleidetes Baby (ein Mädchen) wurde ohne seine Mutter mit einer Gruppe von Frauen zusammengebracht, deren Reaktionen aufgezeichnet wurden. Äusserungen wie «Was für ein prächtiger Bursche!» oder «Was für ein Teufelskerl!» waren typisch. Fing das Baby an zu schreien, hiess es: «Was für starke Lungen du schon hast!» oder «Du sagst schon offen, was du denkst, nicht?» Dann wurde dasselbe Baby ganz in Rosarot gekleidet und denselben

Ruth Cohn hat ihre Methode der TZI entwickelt, um aus dem männlichen Teufelskreis des Entweder-Oder auszubrechen und auf eine höhere Ebene zu gelangen. Bei den «Philosophen» auf dem Omoniaplatz (links) geht es einzig darum, den anderen zu überzeugen. Entsprechend aggressiv sieht denn auch der Dialog aus. Aggressiv beginnt auch das Theaterstück, doch kommen sich die Männer auf Umwegen näher. Als sie eine Schnapsflasche entdecken, können sie sogar ihre Sehnsüchte mimen (gegenüberliegende Seite).

GEGEN-TEILE, DIE SICH GEGENSEITIG BEDINGEN

Ruth C. Cohn hat mit der Themenzentrierten Interaktion TZI schon in den sechziger Jahren eine Erkenntnis vorweggenommen, die sich jetzt langsam durchzusetzen beginnt: Die Lösung scheinbar unüberwindlicher Widersprüche zwischen so gegensätzlichen Systemen wie «Ich» und «Wir» liegt in einem Sprung auf eine höhere Verstehens- und Funktionsebene. So formuliert es 1988 Luc Ciompi in «Aussenwelt - Innenwelt». Er äussert die «Vermutung, dass sich so gegensätzliche Weltbilder wie diejenigen der Russen und der Amerikaner wechselseitig bedingen» und dass beide, aus der Distanz betrachtet, eine Art Gleichgewicht bilden wie etwa positive und negative Ladungen im Atom. Das gleiche gilt für Konstellationen wie Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Junge und Alte, Hiesige und Fremde, deren Eigenwahrheit jeweils «Gegen-Teile» sind, die sich gegenseitig bedingen, weil sie immer erst zusammen das Ganze ausmachen.

Ruth C. Cohn praktiziert diese Erkenntnis seit 30 Jahren. Sie spricht von «dynamischer Balance» als einem allgemeinen Lebensbegriff. Das ist «die Notwendigkeit, Gegenpole im Leben einzubeziehen, wie es auch der chinesischen Yin-Yang-Philosophie entspricht. Leben ist gekennzeichnet durch sich bewegende Neuorientierung und nicht durch Statik». In der TZI-Gruppenarbeit, die bei uns vor allem in der Pädagogik, aber auch in der Privatwirtschaft erfolgreich angewandt wird, äussert sich das Prinzip der dynamischen Balance in der Anerkennung der Gleichgewichtigkeit der vier Faktoren Person (Ich), Gruppeninteraktion (Wir), Thema/Aufgabe (Es) und Umfeld (Globe), wobei die Anerkennung der Menschen- und Lebenswürde eine unabdingbare Voraussetzung ist.

BITTE UMBLÄTTERN

Frauen vorgeführt. Diesmal lauteten die Kommentare anders: «Bist du ein hübsches Ding!» oder «Sie ist so zart wie Seide!». Und wenn das Baby wieder zu schreien anfing, versuchten die Frauen, es mit Schlafliedern oder sanften Worten zu beruhigen. Männer neigen zu demselben Verhalten.

Das Beispiel zeigt, wie leichtfertig wir Kindern unsere Rollenvorurteile weitergeben. Es ist daher wichtig, dass wir uns dessen bewusst sind und unsere Kommunikation mit ihnen daraufhin ändern – gemäss der Regel, welche der in Zürich ausgebildete Kommunikationstheoretiker Paul Watzlawick formuliert hat: «Kommunikativ soll als Eigenschaftswort verstanden werden, wie Menschen zueinander in Beziehung treten und aufeinander einwirken...»

Martin

Für Ruth C. Cohn, 77, die sich schon vor fünfzig Jahren den Kopf darüber zerbrach, wie die Erkenntnisse der Psychologie möglichst vielen Menschen zugänglich gemacht werden könnten, ist solches Umdenken angesichts der verheerenden Umweltzerstörung eine Frage des Überlebens. Sie hat es in einem siebenzeiligen Gedicht lapidar ausgedrückt (siehe Vorwort Seite 3). Als ich sie in ihrer Chalet-Wohnung in Hasliberg-Goldern besuchte, brachte ihr Nachbar eben das Heu ein. Ruth, seit kurzem allergisch auf Heu, hielt ihre Fenster geschlossen, wagte dann aber doch, die mitgebrachten Brote auf dem Balkon mit der legendären Sicht auf den Rosenlaui-Gletscher zu verspeisen und auf Zürichdeutsch mit mir zu plaudern. Auf meine Verblüffung über den Dialekt reagierte sie augenzwinkernd: «Berndeutsch kann ich leider nicht. Ich habe ja in Zürich studiert.» Das war in den dreissiger Jahren; in den vierziger Jahren emigrierte die gebürtige Deutsche dann in die USA, wo sie über 30 Jahre lebte und sich beidseits des Atlantiks einen Namen als amerikanische Psychotherapeutin machte. Vor 15 Jahren kehrte sie in die Schweiz zurück – «wegen der Aussicht auf den Rosenlaui-Gletscher»: Für ihren Beruf als psychologische Beraterin und Lehrende der TZI an der Ecole d'Humanité Hasliberg «vereinbarten wir völlige Arbeitsfreiheit, kein Geld und die Chalet-Wohnung mit der schönsten Aussicht der Welt». Heute unterhält sich die Psychologin, Dichterin und Publizistin in allen drei Sprachen – Hochdeutsch, Englisch und Schweizerdeutsch – gleich leicht. «Nur beim Umschalten habe ich Mühe», erzählte sie. «Da bleibe ich jeweils ein paar Sätze lang in der alten Sprache hängen, bevor ich es merke. Einmal brachten mir die Nachbarkinder, als ich mich oben mit einer amerikanischen Patientin unterhielt, wie gewohnt die Eier. Es war ein Regentag, und ich sagte ihnen, sie dürften mit den nassen Schuhen nicht hochkommen, würden aber ihre gewohnten Güezi das nächste Mal erhalten. Sie schauten mich mit grossen Augen stumm an, machten rechtsumkehrt und rannten davon. Später erfuhr ich, dass sie der Mutter atemlos berichtet hatten: „Die arme, arme Ruth! Die cha gar nümme schwätze. Die seit nur no bau wau wau!"»

Da sitzt in einem einfachen Holzhäuschen im Berner Oberland eine weise alte Frau an der Schreibmaschine und leistet ihren Beitrag zur Veränderung der Welt. Sie empfängt mich wie einen alten Freund. Schon am Telefon hatte sie mir das Du angetragen: «Ich bin mit jedem Gesprächspartner per Du, sofern er einverstanden ist. Der Zwang zur Anrede mit Sie ist ein archaisches oder atavistisches Überbleibsel aus der Zeit der Knecht/Herrschaftsbeziehung zwischen Eltern und Kindern, ein Überbleibsel, das wir noch nicht losgelassen haben. So macht es die deutsche Sprache den Kindern noch ein klein wenig schwerer, demokratisch zu denken. Das ist die rationale Begründung. Emotional und intuitiv hasse ich das Sie seit meiner Kindheit. Ich erinnere mich, wie ich als kleines Mädchen mit den Füssen strampelte, weil ich nicht Sie sagen wollte zur Klavierlehrerin, die ich gern hatte. Ich habe es dann natürlich doch tun müssen...» Aber die Abneigung gegen eine Kommunikation von oben nach unten ist geblieben.

Es war nicht leicht, einen Interview-Termin zu bekommen. Ruth Cohn ist eine vielbeschäftigte Frau. Sie schreibt Gedichte, Artikel, Bücher, Beiträge für Kolumnen in Tageszeitungen (Aargauer Tagblatt, Berner Zeitung), sie berät Kollegen in der Anwendung und Weiterverbreitung der von ihr entwickelten Themenzentrierten Interaktion TZI (siehe Kasten), und sie behandelt Patienten. Ihr wichtigstes Anliegen ist heute neben dem Verstehen innerpsychischer Vorgänge (also der Heilung des einzelnen Menschen) und dem zwischenmenschlichen Verstehen (zum Beispiel am Arbeitsplatz) «das Sich-gegenseitig-Verstehen im Völkerleben und im Religionsleben». Man müsse eine «dynamische Balance» anstreben, sagt sie: «Ich bin wichtig, und du bist wichtig, und wir sind wichtig, und die Sache ist wichtig, und die Welt ist wichtig. Wenn ich eines dieser Elemente rausnehme, klappt alles zusammen.»

Und den Skeptikern, die sie fragen, ob sie denn wirklich glaube, dass TZI und andere humanisierende Ansätze die Welt positiv verändern könnten, hält sie die Fabel von den zwei Fröschen entgegen, die in einen Milchtopf fielen. Der eine schrie: «Ich ertrinke!», streckte alle viere von sich und ertrank. Der andere strampelte, trat die Milch und fand sich erschöpft und ganz lebendig auf einem Haufen Butter wieder. ■